

Jürgen Todenhöfer

Teile dein Glück

... und du veränderst die Welt!

Fundstücke einer abenteuerlichen Reise

C. Bertelsmann

Glück wird größer, wenn man es teilt.

Vater, der Staatsanwalt und Richter war – ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Fairness und Gerechtigkeit.

Mein Vater gehörte wie die meisten Staatsanwälte und Richter der dunklen Zeit des Nationalsozialismus der »Partei« an. Obwohl er sie als Burschenschafter im Grunde verachtete, war er ihr 1937 beigetreten. Der badische Oberlandesgerichtspräsident hatte ihm, dem zugereisten Hessen, mehrfach klargemacht, dass er ohne Zustimmung der NSDAP nicht in den badischen Justizdienst übernommen werde.

Die Partei hatte keine große Freude an ihm. 1941, auf dem Höhepunkt der Macht der Nationalsozialisten, eröffnete er in Offenburg gegen drei führende Nazi-Funktionäre ein Ermittlungsverfahren wegen Wirtschaftsvergehen. Er ließ sogar ihre Häuser durchsuchen. Die empörte Intervention des badischen Nazi-Gauleiters Wagner beim Generalstaatsanwalt führte dazu, dass die »Unabkömmlichkeit« meines Vaters als Staatsanwalt aufgehoben wurde. Er wurde »mit sofortiger Wirkung« als Soldat an die Ostfront nach Russland kommandiert.

Das brachte ihm zwei Lungenschüsse ein. Davon einen Steckschuss, der ihn bis an sein Lebensende quälte. Und bohrende Selbstzweifel, ob es nicht doch einen Punkt gibt, an dem Gerechtigkeit zur Torheit wird. Vor allem, wenn man eine Familie ernähren muss.

Mein Vater war kein Widerstandskämpfer und hat sich nie als solchen gesehen. Er war »Mitläufer« und nicht stolz darauf. Trotzdem habe ich ihn für seine kleine Heldentat gegen die damals übermächtigen Nazi-Führer bewundert. Obwohl er, nach seinem Rechtsgefühl, gar nicht anders handeln konnte.

Mein kindlicher Gerechtigkeitssinn äußerte sich in viel bescheideneren Dingen. Ich legte mich ständig mit älteren Jungs an, die Kleinere verprügelten. Meist wurde ich gleich mitverprügelt.

Mein Vorbild war Robin Hood. Nicht so, wie er wahrscheinlich war, sondern wie ich ihn mir vorstellte. Mutig gegen die Willkür der Starken, großzügig gegenüber den Schwachen. Was er den Reichen nahm, gab er den Armen. So wollte ich sein. Ich habe keinen Robin-Hood-Film verpasst. Natürlich bin ich diesem Idealbild nie gerecht geworden. Aber als Kind habe ich zumindest davon geträumt.

Das hat mich früh in schwierige Situationen gebracht. Als 1945 US-Panzer die Allee vor unserem Haus in Hanau durch ständiges Auf- und Abfahren demolierten und uns Kinder am Spielen hinderten, legte ich mich quer auf die Straße. Ich zwang die Panzer, Umwege zu fahren, bis wir die Straße wieder für uns hatten.

1947 überfielen im südbadischen Dorf Wagshurst französische Soldaten eine befreundete Bauernfamilie. Sie vergewaltigten alle Frauen, selbst die 67-jährige Altbäuerin. Wie von einer Tarantel gestochen rannte ich durch Renchen und brüllte: »Alle Franzosen sind Dreckspatzen.« Meinen Vater hätte das fast sein Amt als Richter gekostet. Er führte unter der französischen Besatzung von Renchen aus das Amtsgericht Kehl.

Dieser kindliche Traum von Fairness und Gerechtigkeit insbesondere Schwächeren gegenüber und der Wunsch, hierzu einen Beitrag zu leisten, haben mich mein Leben lang begleitet. Und ständig in Schwierigkeiten gebracht. Weil es fast immer auch ein Kampf gegen Mächtigere war. Ich dachte in meiner Naivität – und denke es bis heute –, Gerechtigkeit sei wichtiger als Macht. Ich wusste nicht, dass die Weltgeschichte anders herum funktioniert. Dass der Mächtige meist definieren kann, was Recht ist. Dass Gerechtigkeit häufig als Schlagwort der Schwachen belächelt wird.

Was aber ist Gerechtigkeit? Auch heute, fünfzig Jahre später, stelle ich mir diese Frage noch immer. Am Goldenen Tempel von Amritsar versuchte ein alter, gelehrter Sikh

liebevoll, mir bei meiner Suche zu helfen.

Dürfte ich mir einen Märchenpalast erträumen, wäre es dieser Goldene Tempel der Sikhs, der legendäre Harmandir Sahib. Er ist von zauberhafter hinduistisch, byzantinisch, muslimischer Schönheit und steht im malerisch mittelalterlichen Panjab. Fast am Ende der Welt, dort, wo Indien und Pakistan jeden Abend bei Sonnenuntergang ihren einzigen gemeinsamen Grenzübergang mit einem schweren Eisentor verschließen und fest verriegeln.

Ich saß barfuß am warmen Marmorrand des Sarovar-Sees, der mit seinem heiligen Wasser den Tempel umspült. Tausende farbenfroh gekleidete Sikhs hockten, standen, lagen mit ihren roten, blauen, grünen, gelben, schwarzen und weißen Turbanen um den Tempel herum. Sie diskutierten, meditierten, beteten, schliefen oder lauschten dem Kirtan, den religiösen Gesängen, die vom Tempel herüber klangen.

Bhai Tarn Singh, mein weiser Sikh, saß leise lächelnd neben mir und beantwortete mit Engelsgeduld alle meine Fragen. Zur Religion der Sikhs, zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit. Er war weit über achtzig Jahre alt, braun gegerbt, das gütige Gesicht von einem wallenden weißen Bart eingerahmt. Wie die meisten Besucher trug er Festtagskleidung – ein langes himmelblaues Gewand mit weißem Turban, einen goldenen Schal, ein leicht geschwungenes, edles Schwert sowie einen großen Wanderstab. Ein panjabischer Moses. Wie alle männlichen Sikhs hieß er Singh, Löwe. So wie alle Sikh-Frauen hier Kaur, Prinzessin, heißen.

Mein weißbärtiger »Löwe« erzählte mir die Sage von einem jungen König, der für seine Gerechtigkeit weit über die Grenzen seines Reiches hinaus berühmt war. Und der zur Klärung seiner Gedanken einmal im Jahr eine Woche lang streng fastete.

Wieder einmal hatte er sieben Tage nichts gegessen. Mit jeder Faser seines Körpers sehnte er sich nach dem Festmahl, das seine Köche nach der Fastenwoche stets

besonders liebevoll zubereiteten. Als er sich voller Vorfreude an die Tafel setzte, kam ein zerzauster Sperling angeflattert. Nach Luft schnappend flehte er um Hilfe. Der Adler verfolgte ihn. Es könne nicht gerecht sein, dass der König jetzt prasse, während er, der Spatz, sterben müsse.

Der junge Herrscher überlegte, dann lächelte er den kleinen Vogel an: »Du darfst in meinem Palast bleiben. Du stehst unter meinem persönlichen Schutz.«

Als die Diener das erste Gericht auftrugen, kam mit gewaltigem Flügelschlag der Adler angefliegen. Beugend vor Zorn blickte er den König an. Wie könne er als gerechter Herrscher ihm und seinen Jungen die Nahrung verwehren? Womit solle er seine Familie ernähren, wenn er keine Vögel mehr jagen dürfe?

Der junge König blickte zu dem schwächtigen Sperling, der angstvoll ins Gebälk des Palastes geflüchtet war, schaute auf den gewaltigen, hungrigen Adler – und sah auf sein verführerisch duftendes Mahl. Lange dachte er nach. Dann stand er auf und befahl seinen Dienern: »Bedient den Adler!« – und ging in seinen Fastenraum zurück.

Mein alter »Löwe« erhob sich. Ich blickte auf den Tempel, dessen goldenes Spiegelbild geheimnisvoll im dunklen Wasser des Sarovar-Sees schimmerte, hörte die Posaune, die ankündigte, dass das Heilige Buch der Sikhs, der Guru Granth Sahib, nun in feierlicher Prozession zu seiner nächtlichen Ruhestätte, dem Akal Takht Tempel, gebracht wurde, und lauschte den sakralen Gesängen, die immer näher kamen. Ich träumte nicht von einem Märchen, ich lebte ein Märchen. Mystisch und magisch. »Die Wahrheit ist unsterblich«, lächelte mein panjabischer »Löwe«. Und ließ mich staunend zurück.

Was ist Wahrheit, was ist Gerechtigkeit? Ich spürte, dass ich dabei war, die Antwort zu begreifen, ohne sie greifen und festhalten zu können. Dass ich nie genau wissen würde, wer Recht hatte – der Spatz, der Adler oder beide. Dass Gerechtigkeit immer nur Suche, Streben und Bemühen sein

würde, ohne endgültige Antwort. Doch dass es eine Minimalpflicht gibt: Andere stets so zu behandeln, wie man selbst behandelt werden will.

Mitternacht war längst vorbei. Ich legte mich auf den warmen Marmorboden des Märchenpalastes von Amritsar und schief ein.



Du bist ein Teil des Kosmos und seiner Geschichte. Du bist das Glied einer langen Kette, die bis in die Urzeit zurückreicht und weit in die Zukunft reichen kann. In jedem Lebewesen befinden sich Erbinformationen aus Jahrtausenden. Dein Leben beginnt nicht mit dir und hört nicht mit dir auf.

Dein Bewusstsein ist nur eine kleine Insel im großen Meer des Unterbewusstseins. Dein Unterbewusstsein verbindet dich mit der Geschichte der Menschheit, mit der Seele der Welt und der Seele Gottes.

Höre stets auf deine innere Stimme, so leise sie auch sein mag. Auf dein Gewissen, deinen inneren Gerichtshof, wie Kant das nennt! Auf den Himmel über dir und in dir.

Weil dies nur wenige tun, macht der Charakter der Menschheit keinen Fortschritt. In Charakterfragen fängt jede Generation von vorne an.